



Diese Herren haben sich früh für ein Modell entschieden: Status Quo rocken seit Jahrzehnten mit ihren Telecasters

Der Weg zur richtigen Axt

Worauf man beim Kauf achten sollte

Zu den essenziellen Grundkenntnissen eines jeden Gitarristen gehören ein paar Basics in Sachen „instrumentaler Anatomie“. Da der Ausgangspunkt unseres Sounds immer die Gitarre selbst ist, fangen wir damit an und sehen uns zunächst mal an, was am Objekt der Begierde eigentlich dran ist.

Holz ist nicht gleich Holz

Da Bäume vor ihrer Verarbeitung Lebewesen sind, existieren keine identischen „Werkstücke“. Selbst die einzelnen Teile aus demselben Stamm können hinsichtlich ihrer Dichte, Zähigkeit und der Gleichmäßigkeit des Wachstums abweichen. Diese Unterschiede machen sich sowohl optisch wie klanglich bemerkbar. Daraus folgt, dass der typische Klangcharakter, der einem bestimmten Material zugeschrieben wird, nur als eine Art Erfahrungs- oder Richtwert zu betrachten ist. Es finden sich also mit Sicherheit auch Ausnahmen

von der „Regel“. Man sollte sich daher nicht völlig auf ein bestimmtes Materialkonzept versteifen. Darüber hinaus sind auch nicht alle Teile eines Baumstammes zur Weiterverarbeitung als „Klangholz“ – also für den Instrumentenbau – geeignet, was die Auswahl reduziert. Das nächste Problem ist dann die Lagerung und Trocknung. Aufgrund der industriellen Massenfertigung kommt heute kaum noch luftgetrocknetes, also über viele Jahre natürlich gelagertes Holz zum Einsatz. Es wäre viel zu teuer und stünde auch gar nicht in den benötigten

Mengen zur Verfügung. Deshalb sind die Hersteller schon seit Anfang der 70er Jahre dazu übergegangen, industriell getrocknete Hölzer zu verarbeiten. Dabei hängt die Materialqualität in hohem Maße von der Beherrschung des Trocknungsprozesses ab. Jedenfalls tun die Gitarrenproduzenten gut daran, die besten Hölzer zu verwenden, die sie bekommen können. Denn bei unsachgemäßer Trocknung und Lagerung kann sich das Holz bei einem schlagartigen Klimawechsel noch Jahre später verziehen, verdrehen oder reißen.

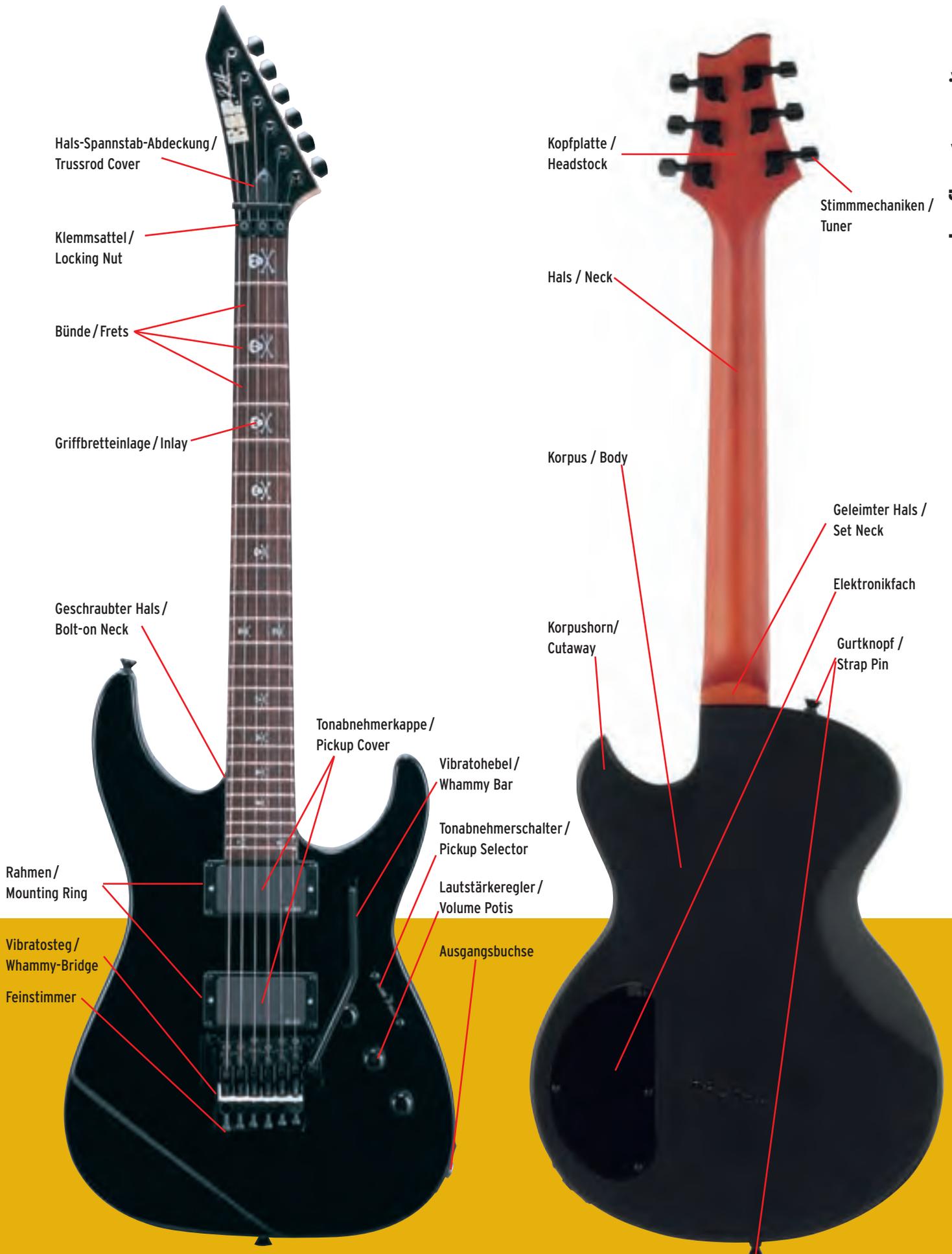
Schöner Schein

Manche Wuchsformen sehen besonders spektakulär aus und werden deshalb häufig bevorzugt. Verständlich – das Auge isst, besser gesagt: hört ja mit. (Leider sind diese auch besonders anfällig für die zuvor genannten Materialprobleme bei schnellem Klimawechsel.) Ahorn beispielsweise zeigt gelegentlich eine getupfte, sogenannte Vogelaugenmaserung oder auch eine quer zur Faser verlaufende „Riegelung“ (dies kommt auch bei Hainbuche oder Koa und sehr selten sogar bei Esche

vor). Das heißt aber nicht, dass dieses „Birdseye“- oder „Flamed Maple“ auch besser klingt als ein völlig unauffälliges Holzstück. Eher im Gegenteil, denn die „normalen“ Varianten sind in der Regel enger und homogener gewachsen, was dem Resonanzverhalten nur zugutekommt.

Kein Geringerer als Leo Fender, Erfinder der industriell gefertigten E-Gitarre, war ein Verfechter der These, dass sich die „wildern“ Wuchsformen sowohl bei der

Bearbeitung als auch bei der Schwingungsentfaltung eher unberechenbar verhalten. Deshalb zog er zeitweilig die optisch schlichteren Hölzer vor. Aber auch unabhängig von solchen Äußerlichkeiten lohnt es sich unbedingt, mehrere Exemplare des gleichen Modells anzupspielen und miteinander zu vergleichen. Denn, wie beschrieben, gibt es auch bei E-Gitarren immer eine gewisse qualitative Streuung, ganz gleich, wie penibel der Hersteller auch gearbeitet haben mag.







Geschraubter Hals mit ergonomischer Rundung bei Fender Stratocaster

Die richtigen Connections

Ob Jazz-Gitarre oder Metal-Axt, die wichtigsten Bestandteile einer Gitarre sind in jedem Fall der Hals und der Korpus – aber mindestens ebenso wichtig ist die Verbindung dieser beiden Elemente. Die prägt nämlich ganz entscheidend die Schwingungsübertragung und damit den Klangcharakter des Instrumentes. Grundsätzlich gibt es drei Methoden: 1.) der Hals wird mit dem Korpus verschraubt, 2.) in den Korpus eingeleimt, oder es handelt sich 3.) um einen durchgehenden Hals, der gleich bis zum Korpusende reicht (in diesem Fall sind die angeleimten „Korpusflügel“ nur wenig am klanglichen Geschehen beteiligt).

Alle Bauformen haben ihre Vor- und Nachteile, die wir kurz beleuchten wollen. Die traditionellste Methode ist die geleimte Hals-Korpus-Verbindung, die seit Jahrhunderten bei Akustikgitarren angewandt wird. Sie sorgt für guten Halt und eine gleichmäßige Schwingungsübertragung, was sich in einem runden, kontrolliert ausklingenden Ton äußert. Die Ausführung erfordert allerdings einiges handwerkliches Geschick und verursacht daher entsprechend hohe Fertigungskosten.

Wesentlich simpler lässt sich eine Gitarre natürlich aus einzelnen Korpus- und Halsmodulen „zusammenschrauben“. Dazu braucht man nicht unbedingt einen gelernten „Luthier“, das können auch angelernte Arbeiter. Als Leo Fender nach Möglichkeiten suchte, E-Gitarren kostengünstig in großen Stückzahlen herzustellen, war dies also die logische Lösung. Selbstverständlich hat dies auch Auswirkungen auf den Klang.

Knackiger Sound vs. Monster-Sustain

Eine eingeschraubte Halsverbindung überträgt die Schwingungen nicht so homogen wie die traditionelle, verleimte Version. Dadurch werden die Ausklingphase kürzer und der Anschlag prägnant herausgestellt. Das ist aber kein Mangel, sondern für perkussive Spielweisen wie Funk, Country, knackiges Riffing oder auch schnelles Solospiel unter Umständen ideal.

Die dritte Möglichkeit ist, Hals und Korpus von vornherein als konstruktive Einheit zu betrachten. Der Halsstreifen endet also nicht am Übergang zum Body, sondern setzt sich einfach fort und bildet selbst das Mittelstück. Daran leimt man dann seitlich zwei Korpusflügel an, um die gewünschte Korpusform zu erhalten. Bei dieser Version sind der Hals und seine Konstruktion der Klang bestimmende Faktor.

Damit sich das Holz auf der gesamten Länge nicht verzieht, wählt man hierfür entweder besonders harte, ausgesuchte Materialien oder arbeitet mit mehreren gegenfaserig verleimten Holzstreifen. Auch diese Methode ist sehr arbeitsintensiv und teuer. Die wesentlichen Vorteile sind ein außerordentlich langes Sustain und die Möglichkeit, den Übergang zum Korpus extrem fließend zu gestalten. So kann die Greifhand den gesamten Spielbereich problemlos erreichen, was bei der geschraubten oder geleimten Hals-Korpus-Connection nur mit erheblichem Aufwand zu erzielen ist.

Harte Hölzer für starke Hälse

Der Hals besteht normalerweise aus einem Hartholz, das dem Saitenzug problemlos und für lange Zeit standhalten muss. Ahorn beispielsweise ist ein sehr helles, zähes und relativ schweres Holz, das einen knackigen drahtigen Ton unterstützt. Als Halsmaterial für E-Gitarren ist es weltweit allererste Wahl, gefolgt von Mahagoni.

Das ist eigentlich ein Familienbegriff für zahlreiche ähnliche Arten, die meistens aus Afrika oder Südamerika stammen. Diese tropischen Hölzer sind etwas weicher, normalerweise von mittelbrauner

Farbe und klingen weniger direkt, sondern weicher und mittiger. Einige Hersteller verbauen in jüngster Zeit allerdings auch immer häufiger Hälse aus „echten Harthölzern“ wie Palisander (etwa bei PRS und gelegentlich sogar Fender) oder Ovangkol (Framus).

Damit lässt sich ein druckvoller und trotzdem sehr präziser Ton erzielen, der den Instrumenten, zumindest unverstärkt, einen modernen, knalligen Klangcharakter aufprägt, der gewissermaßen am gegenüberliegenden Ende der Vintage-Sound-Skala angesiedelt ist.

Nie den Hals riskieren ...

Damit wird schon klar, dass man beim Gitarren-Shopping zuallererst auf den Hals achten sollte. Zu prüfen ist zunächst, ob dieser sauber in den Korpus eingesetzt wurde. Eine klaffende Lücke zwischen „Halstasche“ (die Fräsung im Korpus, die den Hals aufnimmt) und „Halsstock“ (der untere, etwas breitere Teil des Halses) bei einer geschraubten Verbindung ist zu verschmerzen, wenn die Schrauben stramm angezogen sind und sich das Ganze nicht hin- und herbewegen lässt. Falls hier etwas wackelt, heißt es Schrauben nachziehen, und wenn auch das nicht hilft, lasst lieber die Finger von dieser Gitarre.

Auch ein eingeleimter Hals sollte sich natürlich nicht so einfach bewegen lassen. Tut er es doch, ist womöglich die verleimte Verbindungsfläche zu klein (was auch dem Sound abträglich ist) oder das Halsmaterial zu weich. Ein weiteres Indiz, das einen stutzig machen sollte, sind kleine Lackrisse oder Bläschen an den Rändern, wo Hals und Korpus aufeinander treffen. Das könnte nämlich darauf hindeuten, dass da etwas in Bewegung geraten ist, was eigentlich bombenfest halten sollte. Das muss nicht so sein, kann aber, also ist hier Vorsicht angebracht.

Ein ganz kritischer Punkt ist schließlich der Übergang zur Kopfplatte. Vor allem bei nach hinten abgewinkelten Ausführungen (die bringen den meisten Druck auf den Sattel und damit die beste Schwingungsübertragung) oder auch geraden „Headstocks“ mit Klemmsattel bleibt hier nicht mehr allzu viel Material stehen, zumal hier ja meistens auch noch die Fräsung für die Hals-Spannstab-Schraube zu Buche schlägt. Da genügt ein winziger Materialfehler oder ein unglücklicher Stoß, und es entsteht ein Riss. Gerade an dieser konstruktionalen „Sollbruchstelle“ wirken aber die größten Zugkräfte. Insofern ist ein geschwächter

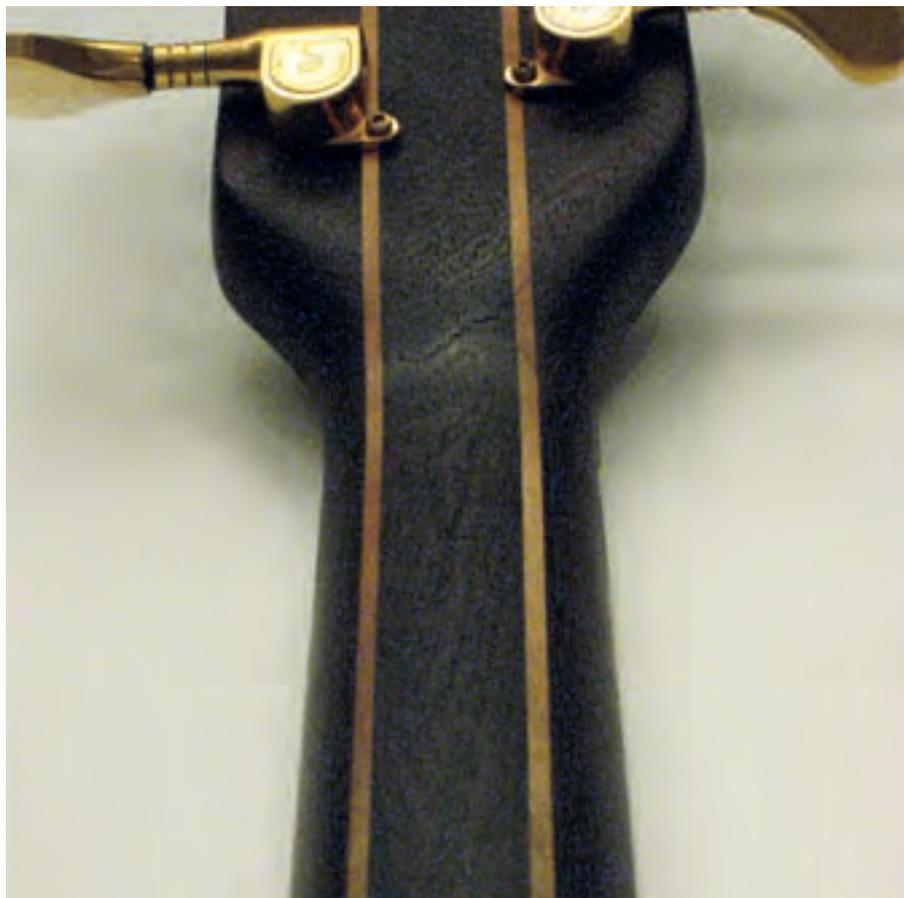
Kopfplattenansatz ein klassischer K.o.-Faktor beim Gitarrenkauf. Haltet das Instrument am Hals, so dass ihr die Rückseite seht, und drückt ganz leicht gegen die Spitze der Kopfplatte. Fühlt ihr dabei deutliches Spiel oder zeigen sich sogar Risse, stellt ihr das Instrument besser gleich wieder zurück in den Ständer.

... und immer schön „straight“ bleiben

Außerdem sollte der Hals natürlich nicht krumm oder verzogen sein. Um das festzustel-

len muss man kein Experte sein. Man merkt es beim Spielen, wenn die Saitenlage nur in bestimmten Bereichen unangenehm hoch oder niedrig erscheint oder bestimmte Töne nicht sauber schwingen können, sondern gleich absterben. In solchen Fällen: Lasst den Hals vom Händler nachjustieren. Eine übermäßige Krümmung nach hinten oder vorn kann immer mal vorkommen und lässt sich eigentlich problemlos korrigieren.

Genau dafür ist schließlich der Spannstab im Hals zuständig. Es kann allerdings einige Stunden oder sogar einen Tag lang dauern, bis das Kräfteverhältnis zwischen Hals und Saitenzug wieder in der Balance ist. Habt ihr also ein ganz bestimmtes Instrument im Auge, kommt lieber noch mal am nächsten Tag wieder, wenn sich der Hals wieder „beruhigt“ hat. Stellt sich durch diese Maßnahme aber keinerlei Verbesserung ein, und es scheppert immer noch an allen Ecken und Enden, ist der Hals höchstwahrscheinlich verzogen, sprich: in sich verdreht – oder aber die Bündel sind ungleichmäßig eingesetzt oder haben sich teilweise gelöst, was auch nicht besser ist. In jedem Fall bedankt man sich für die Mühe und greift doch besser zu einem anderen Exemplar.



Nicht immer einfach zu erkennen: Der Riss bedeutet eine angeknackste Kopfplatte

Hollowbody-Gitarren

Eine wichtige Instrumentenunterart kombiniert Elemente von akustischer und elektrischer Gitarre und erzeugt damit einen Sound, der irgendwo zwischen diesen Welten liegt. (Wir sprechen jetzt allerdings nicht von modernen elektroakustischen Instrumenten, deren Aufgabe darin besteht, einen möglichst natürlichen „Akustik-Sound“ über Verstärker und auch noch in lauter Umgebung zu simulieren.)

Für Feedback-Experten

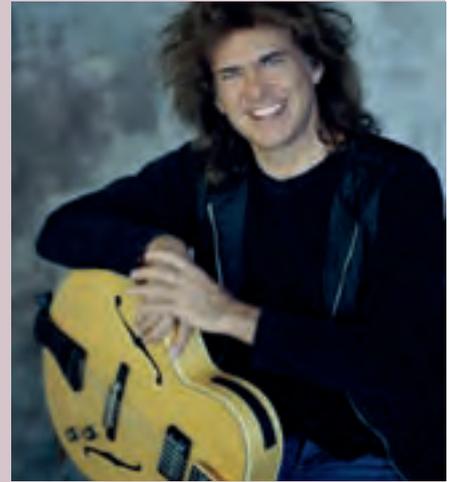
Schichthölzer lassen sich leichter in die gewünschte Form bringen. Außerdem neigen sie, gerade weil sie nicht so resonanzfreudig sind, nicht so leicht zu Rückkopplungen, die bei diesem Gitarrentypus ja immer ein Thema sind. Schließlich reduzierte man auch noch das Korpusvolumen, um das Feedback-Risiko zu verringern. Diese Variante nannte man „Thinline-Body“, was aber nicht mit den späteren „Thinline“-Gitarren à la Fender zu verwechseln ist (die eigentlich nur Solidbodies mit zusätzlicher Resonanzkammer sind). Ob dick oder dünn, all diese Instrumente werden wegen des hohlen Korpus – mit Zargen, Boden und Decke wie bei einer Akustischen – „Hollowbodies“

Die Anfänge dieses Evolutionsstranges reichen noch bis in die 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurück. Damals begann man, die auf akustische Lautstärke getrimmten „Archtops“ (engl. für „gewölbte Decke“ – im Gegensatz zur „Flattop“, der normalen Akustikgitarre), also große und dicke Akustikgitarren mit schmalen F-förmigen Schalllöchern, mit magnetischen Tonabnehmern auszurüsten. Andere

Tonabnehmersysteme gab es noch nicht, und das Ergebnis war nun nicht unbedingt ein akustischer, sondern ein neuartiger „elektrischer“ Gitarren-Sound. Da man dank der Verstärker nicht mehr die maximale akustische Lautstärke brauchte, gingen die Hersteller mehr und mehr dazu über, statt massiver, aufwändig geschnittener Hölzer wesentlich preisgünstigere gesperrte Furnierhölzer zu verbauen.

genannt und bis heute gespielt. Im Jazz- (Charlie Christian, Wes Montgomery, Joe Pass, George Benson, Jimmy Bruno, Pat Metheny usw.) und teilweise auch im traditionsbewussten Blues- (T-Bone Walker) oder Rockabilly-Bereich (Scotty Moore bis Brian Setzer) gehören sie praktisch zum Standardinstrumentarium.

Bei hoher Lautstärke und einer gewissen Übersteuerung ist so eine komplett „hohle“ Gitarre allerdings kaum noch zu kontrollieren. Dennoch gibt es auch einige todesmutige „Rocker“, die darauf stehen, Yes-Gitarrist Steve Howe mit seiner berühmten Gibson ES-175 etwa oder Feedback-Experte Ted Nugent mit seiner nicht minder legendären „Byrdland“.



Berühmter Hollowbody-Spieler der Gegenwart: Pat Metheny

Wo wir gerade von Bündeln sprechen: Man muss sich beim Spielen wohlfühlen – und den innigsten Kontakt hat die Greifhand mit Hals und Griffbrett. Daher sollten diese Spielzone selbst und auch die Bündel schön glatt geschliffen, gleichmäßig abgerichtet und poliert sein.

Fährt man einfach nur mal mit der flachen Hand über die Griffbrettoberfläche, spürt man häufig schon, ob der Feinschliff gelungen ist oder nicht. Ganz wichtig fürs Spielgefühl sind außerdem die Griffbrettkanten und Bundenden. Ein schlecht entgrateter Bunddraht

Normalerweise mit Stratocaster: Mark Knopfler



kann sogar zu Verletzungen beim Spielen führen! Ungleichmäßig hohe Bündel sind nicht unbedingt so leicht auszumachen. Sie äußern sich meist in schnarrenden Tönen, die nur auf einzelnen Saiten und/oder bestimmten Lagen des Griffbretts auftreten. Da muss man schon genau aufpassen. Allerdings kommt so etwas bei neuen Instrumenten nur selten vor.

Geschmackssache

Bei Second-Hand-Schnäppchen, bei denen die Bunddrähte (engl.: frets) schon einige „Kilometer“ hinter sich haben, sieht das unter Umständen ganz anders aus. Kein sicheres Indiz für einen missratenen „Fretjob“ sind übrigens verstimmte klingende Akkorde. Möglicherweise ist nur die Oktavreinheit am Steg nicht korrekt eingestellt (mehr dazu im Abschnitt Hardware), oder die Bündel sind recht hoch und die eigene Spieltechnik ist an flachere gewöhnt. Da drückt man die Finger schnell mal zu fest auf, und schon klingen die Akkorde schief. Dafür kann die Gitarre natürlich nichts.

Auch sonst gehören –räusper–intime Details wie Bundformat, Griffbrettmaterial und Form sowie Halsquerschnitt zur häufig schwierigen

Kategorie „Geschmackssache“. Solo-Piloten, Sweep-Picker und Tapping-Spezialisten fühlen sich meist auf eher dünnen, breiten, möglichst unlackierten Halsen und flachen Griffbrettern mit kräftigen Jumbobündeln heimisch.

Ganz anders bekennde Blueser oder Rootsrocker, die ein wesentlich dickeres, rundes Halsprofil mit flacheren Bündeln bevorzugen, sich dafür aber an einer lackierten Halsrückseite nicht weiter stören. Dann gibt es wiederum Spieler, die für eine optimale Führung ihrer Greifhand einen klassischen V-förmigen Halsquerschnitt brauchen. Ähnlich verhält es sich mit den Griffbretthölzern: Der eine mag Palisander, weil es auch in schweißtreibenden Momenten griffig bleibt, ein anderer besteht auf das besonders feinporige Ebenholz.

Und für den nächsten muss es Ahorn sein, wobei dann noch zu klären wäre, ob nur geölt/gewachst oder lackiert. Ersteres fühlt sich, wie bei der unlackierten Halsrückseite, besser an, das zweite ist haltbarer und schützt das Holz besser vor Abrieb und unschönen Spielspuren. Den Fans von ab Werk vermackten, „pre-aged“ oder „reliqued“ Gitarren kann es hingegen gar nicht abgespielt genug aussehen.



Bei Ibanez wird auch die Heavy-Gemeinde fündig

Kleine Griffbrettkunde

Noch ein paar allgemeine Hinweise zum „Fretboard“. Den kompaktesten und knackigsten „Draht-Sound“ liefern Ahorngriffbretter, egal ob separat aufgesetzt oder als One-piece-Neck. Ein Griffbrett aus Palisander (engl. „Rosewood“, was übrigens botanisch überhaupt nichts mit dem heimischen Rosenstock, sondern nur mit dem Geruch des frisch geschnittenen Tropenholzes zu tun hat) liefert einerseits brillantere Höhen, aber gleichzeitig auch fettere Mitten, die den Ton milder und runder klingen lassen. Ebenholz unterstützt einen ähnlich „breiten“ Sound wie Palisander, ist



Die typisch metalmäßige V-Form

aber unten herum definierter und wirkt in den Höhen recht scharf und präsent.

Die übrigen Spezialfälle wie One-piece-Neck (Hals und Griffbrett aus einem Stück), Slabboard (besonders dickes Palisandergriffbrett mit planer Unterseite) oder Maple-Cap (separat aufgeleimtes Ahorngriffbrett) wollen hier mal außen vor lassen. Wissen sollte man aber noch, dass Ahorn ohne regelmäßige Pflege sehr schnell „verdreht“. Tropische Hölzer, zu denen eben auch Palisander und Ebenholz gehören, hingegen müssen zumindest ab und zu geölt werden. Tut man das längere Zeit nicht, können sie austrocknen und sogar reißen.

Ganz praktische Erwägungen bestimmen unsere weiteren Auswahlkriterien: Wie auch immer der Korpus aussehen oder geformt sein mag, er sollte angenehm am Körper anliegen und in der bevorzugten Spielhaltung keine Probleme bereiten.

Heavy Guitars & Hardware

Eine Flying V oder ähnlich extrovertierte Formen sind zum Beispiel eher nicht zum Spielen im Sitzen geeignet. Auch sollte das Gewicht nicht zu hoch sein. Eine besonders massige Solidbody kann schon mal 5 kg wiegen und hat aufgrund der schieren Masse sicher ein stabiles Sustain. Aber wer regelmäßig mehrstündige Gigs überstehen muss, wird damit bestimmt nicht froh.

Damit man möglichst lange Freude am Instrument hat, sollte natürlich auch die Hardware von guter Qualität sein. Die Stimmmechaniken müssen exakt und fest angebracht sein, die Brücke muss rappelfrei und am richtigen Fleck sitzen, und die Endpins dem Gurt sicheren Halt gewähren. Übermäßig scharfe Ecken und Kanten darf eine

Keine halben Sachen

Ende der 50er Jahre erfand Gibsons damaliger Chef-Designer Ted McCarty, auf dessen Konto übrigens auch so geniale Solidbody-Entwürfe wie Les Paul, Explorer und Flying V gehen, eine neue Gitarrengattung: die halb-akustische (engl. semi-acoustic) ES-335. Dabei handelte es sich zunächst um eine „Hollowbody“ mit F-Löchern und allem Drum und Dran – allerdings mit einem zusätzlichen, im Inneren verborgenen, massiven Holzblock, der vom Halsfuß bis zum Korpusende (manchmal auch nur bis unter den Steg) reichte. Dieser sogenannte „Sustain-Block“ sorgt, wie der Name schon sagt, für eine wesent-

lich längere Ausschwingphase, wie man sie sonst nur von massiven „Brettkonstruktionen“ kennt, und reduziert noch einmal deutlich die Feedback-Anfälligkeit.

Gleichzeitig bewahrt das Instrument durch die aufwendige Konstruktion auch einen perkussiven, „akustischen“ Touch. Natürlich ist die Bauweise dadurch auch teurer als die klanglich verwandten Solidbodies. In Sachen Sound ist so eine Semiacoustic eigentlich fast überall einsetzbar, fühlt sich aber insbesondere im Jazz (John Scofield, Larry Carlton, Lee Ritenour), Blues (B. B. & Freddie King, John Lee Hooker ...) oder ursprünglichem

Rock'n'Roll (Chuck Berry, Bo Diddley) zu Hause. Auch lauten, lärmenden Rock verkräftet dieser Gitarrentyp spielend, was schon der junge Pete Townshend (The Who), die Beatles John Lennon und George Harrison (auf Rickenbacker), Woodstock-Legende Alvin Lee (mit Ten Years After) oder Rushs Alex Lifeson eindrucksvoll demonstrierten.

Und nicht nur bei Pop-Ikonen wie Peter Dinklage oder Johnny Marr, sondern auch bei Bands der dritten und vierten Generation von Oasis bis The Killers sieht und hört man die Semiacoustics sehr häufig.

Semi-Acoustic oder Semi-Solid?

Ende der 60er machte man sich im Hause Fender auch einige Gedanken zum Thema „Luft im Bauch“ und ersann schließlich die „Thinline-Telecaster“. Eigentlich war das eine ganz normale massive Gitarre, nur hatte man in der oberen Korpuschälfte eine große Resonanzkammer hineingefräst, das Ganze dann verschlossen und mittels F-Loch auf der Decke kenntlich gemacht. Diese „Semi-Solidbody“ nähert sich also gewissermaßen von der anderen Seite.

In den letzten Jahren hat diese Konstruktion erneut viele Nachahmer gefunden und ist mittlerweile über-

raschend weit verbreitet. Solche Instrumente (mit und ohne F-Löcher) findet man unter anderem im Sortiment von Tom Anderson, ESP, Fender, Framus, Hamer, Ibanez, PRS oder auch Yamaha.

Die Vorteile liegen klar auf der Hand: Der luftige, perkussive Klangcharakter ähnlich einer Semiacoustic ist somit viel einfacher und kostengünstiger herzustellen. Die Instrumente sind angenehm leicht und aufgrund ihrer etwas „solideren“ Bauweise dennoch nicht so empfindlich wie die aus dünnen Schichthölzern gebaute Konkurrenz.



Thinline-Telecaster, erkennbar am F-Loch

Hybridgitarren

In jüngster Zeit hat sich auf dem Markt eine weitere, noch relativ junge Gattung etabliert, die sogenannte Hybridgitarre. Egal, welcher bekannte Gitarrentyp hierfür als Ausgangsbasis dient, der eigentliche Clou versteckt sich in der Elektronik. So gibt es E-Gitarren, die neben der normalen Tonabnehmerbestückung ein Piezosystem an Bord haben, um damit (überraschend authentisch) eine verstärkte Akustikgitarre zu simulieren. Angefangen hat diese Entwicklung bei traditionellen Instrumenten wie Hamers Duotone oder Godins legendärer Acousticaster, gefolgt von extrovertierten Hightech-Designs à la Parker Fly.

Mit dem Aufkommen von speziellen Piezo-Brücken, hexaphonischen MIDI-Pickups und digitalem Modeling eröffnen sich experimentierfreudigen Gitarristen hier noch ganz andere Möglichkeiten. Die Line 6 Variax etwa simuliert recht authentisch den Klang ganz unterschiedlicher Gitarrentypen, ebenso wie die noch relativ neue Fender VG Stratocaster. Daneben gibt es auch noch einige interessante Hybridmodelle von Altmeister Robert Godin, die von „Acoustic-Sound“ bis MIDI-Synthgitarre alles abdecken. Mittlerweile gibt es aber auch noch einen weiteren interessanten Trend. Taylors T5 zum Beispiel ist vom Konzept her eine elektroakustische Gitarre für die Bühne, die zusätzlich auch magnetische Tonabnehmer an Bord hat, um eben auch als E-Gitarre (zumindest für dezentere Sounds wie Jazz, Pop oder Blues) zu fungieren. Das alles kann recht verwirrend sein. Daher sollte man sich bei konkretem Interesse sehr genau damit auseinandersetzen. Wirklich Sinn ergeben solche speziellen „Alleskönner“ natürlich für gut gebuchte Top-40-Gitarristen, die mit einem einzigen Instrument möglichst alle erdenklichen Gitarren-Sounds abdecken müssen. Aber auch da gilt es, sehr genau zu prüfen, welche Sound-Optionen man tatsächlich braucht.

Brückenkonstruktion nicht haben, da man beim Spielen ja gerne mal die Anschlagshand darauf ablegt. Das könnte sonst schnell unangenehm werden. Einige feste Brücken im Tele-Style sind diesbezüglich häufig problematisch. Das gilt es also zu prüfen.

Hat das Instrument dagegen ein Vibratosystem, sollte dieses so justiert sein, dass sich die Gitarre beim Benutzen des „Whammy-Bars“ möglichst wenig verstimmt. (Da schadet auch ein Blick auf den Sattel nicht, denn sind die Kerben für die Saiten zu eng oder zu tief gefeilt, gibt es natürlich Probleme.) Auch sollte der Hebel selbst nicht hilflos herumschlagen. Bei traditionellen Vibratos im Vintage-Style muss man diesbezüglich gewisse Abstriche in Kauf nehmen.

Ein modernes Locking-System à la Floyd Rose, noch dazu mit Klemmsattel, sollte allerdings im wahrsten Sinne des Wortes reibungslos und verstimmungsfrei funktionieren. Sonst ist es sein Geld nicht wert. Insofern sollte man sich auch gut überlegen, ob man sich ein besonders preisgünstiges „Schnäppchen“ zulegt, bei dem die Hälfte der Produktionskosten allein für die Hardware draufgeht. Man kann sich leicht vorstellen, welche Qualitätsstufe dann wohl noch für die übrigen Bauteile übrig bleibt.

Deutscher Old-School-Metal mit entsprechendem Werkzeug: Gitarrenfraktion der Scorpions





Harte Gitarren für harten Sound: Richard Z. Kruspe (Rammstein) setzt auf ESP

Onboard-Elektronik

Die Gitarrenelektronik (Tonabnehmer, Schalter, Regler usw.) überträgt nicht einfach nur neutral das Signal zum Verstärker, sondern greift teilweise massiv und Klang formend ein. Natürlich „klingt“ ein Pickup nicht selbst, aber er wirkt im Zusammenwirken von Reglern und Instrumentenkabel, vereinfacht ausgedrückt, wie ein komplexer Frequenzfilter und begünstigt dadurch einen bestimmten Klangcharakter. Herkömmliche Singlecoils etwa übertragen ein transparentes Klangbild, mit guter Dynamikabbildung und vielen Höhen.

Humbucker liefern ein breites, fettres und dafür weniger bissiges Signal. Und Sonderformen wie Soapbar (auch P90 genannt) oder Mini-Humbucker und dergleichen liegen klanglich irgendwo dazwischen. Da hilft letztlich nur das eigene Antesten, um herauszufinden, was einem am besten liegt. Allerdings sollte man immer im Hinterkopf behalten, dass der gleiche Tonabnehmer in einer anderen Gitarre unter Umständen völlig andere Klangergebnisse liefert. Wie gesagt, der Pickup klingt ja nicht selbst, er filtert nur das angebotene akustische Signal.

Brummen im Hintergrund

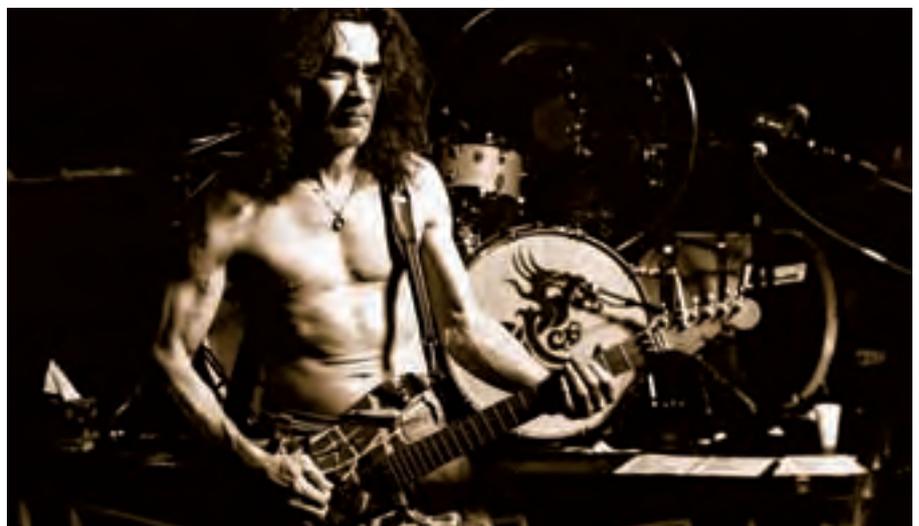
Konstruktionsbedingt lassen sich bei „Einspulern“, also den typischen schmalen Singlecoils und den breiten P90-Typen, elektromagnetische Einstreuungen nicht ganz vermeiden. Ein gewisses „Hintergrundbrummen“, vor allem bei übersteuertem Verstärker, ist völlig normal. Zwar gibt es auch „brummfreie Singlecoils“, die technisch betrachtet

Humbucker sind und mit aufwendigen Tricks versuchen, den Brumm zu beseitigen und den originalen Klang trotzdem zu erhalten. Aber sie sind in der Regel teuer und liefern auch nicht in jedem Fall den gewünschten offenen und perligen Sound. Das kommt dann auch wieder sehr auf die akustischen Eigenheiten der Gitarre und das übrige Equipment an. Die meisten Gitarristen arrangieren sich daher lieber mit dem Singlecoil-Brumm, und meistens funktioniert das auch.

Umgekehrt gewickelt

Sehr hilfreich sind in diesem Zusammenhang die sogenannten RW/RP-Pickups (Reverse Wound/Reverse Polarity), die man bei vielen Instrumenten vorfindet. Diese sind umgekehrt gewickelt und magnetisiert, so dass sie beim Zusammenschalten mit einem „normalen“ Singlecoil Nebengeräusche eliminieren

Bastelte seine Traumgitarre selbst – und legte den Grundstein für eine ganze Generation: Eddie Van Halen



– im Prinzip wie eine Humbucker-Schaltung, nur eben ohne den typischen Klangcharakter zu verlieren. So herrscht zumindest in den „Zwischenpositionen“ des Pickup-Schalters, also beim Parallelbetrieb zweier Singlecoils, Ruhe. Die Einzelpositionen brummen aber nach wie vor.

Pickup-Typen und Sound-Optionen

Ganz grob eingeteilt, eignen sich typische Singlecoils besonders gut für cleane (gerne auch mit Effekten angereicherte sphärische) bis leicht übersteuerte, „angerotzte“ Sounds, wie man sie bei Country, Funk, Pop oder Blues antrifft. Alle übrigen Typen vom P90 bis zum Fullsize-Humbucker sind dann eher für deftigere und verzerrte Sounds optimal (obwohl man sie im Jazz natürlich auch clean einsetzt, aber hier hat man auch völlig andere Klangvorstellungen). Grundsätzlich gilt: Je fetter und lauter der Tonabnehmer überträgt, desto mehr Verzerrung verträgt er. Zwar haben Jimi Hendrix oder Ritchie Blackmore und ihre zahlreichen musikalischen Nachkommen bewiesen, dass man auch mit Singlecoils teuflisch abrocken kann, aber im Hardrock oder gar Metal-Bereich findet man sie doch eher selten.

Aktive Power

Eine Sonderform stellen dann noch die aktiven Pickups dar. Dabei handelt es sich unabhängig von der äußeren Bauform um niederohmige Humbucker, die direkt mit einer aktiven Verstärkungselektronik gepowert werden. Diese Teile liefern einen besonders breiten Frequenzgang mit viel Punch und einer leichten Kompression.

Damit eignen sie sich ebenfalls bestens für glasklare „Effekt-Sounds“ (think David Gilmour) und insbesondere für stark verzerrte Amp-Einstellungen. Deshalb findet man sie im Metal-Bereich praktisch an jeder Ecke, von



© PPVMEDIEN 2009

Joe Satriani steht seit langem auf Ibanez-Modelle

Zakk Wylde (der seine Les Pauls grundsätzlich mit EMG-Pickups bestückt) bis Dave Mustaine (der Seymour Duncans Aktiv-Set bevorzugt). Wer hingegen eher auf traditionellere Sounds mit weniger Gain steht, ist vermutlich mit herkömmlichen passiven Humbuckern, die einen offeneren und runderen Sound übertragen, besser dran.

Um mehr klangliche Vielfalt herauszuholen, sind viele Gitarren auch mit einer Mixtur aus Humbucker und Singlecoil versehen. Sehr häufig findet sich ein kraftvoller Humbucker in der Stegposition, gepaart mit zwei Singlecoils; manchmal sind es auch zwei Doppelspuler mit einem Singlecoil in der Mitte. Besonders effektiv sind solche Bestückungen, wenn

die Humbucker im Parallelbetrieb mit einem Singlecoil gesplittet werden. Dabei wird eine Spule kurzgeschlossen, und sie funktionieren und klingen dann wie ein Singlecoil (zumindest so ähnlich). Ibanez hat dieses Prinzip Mitte der 80er Jahre mit der JEM-Gitarre für Steve Vai etabliert. Seitdem ist das zu einer Art Industriestandard geworden.

Clevere Verschaltung

Viele Hersteller machen sich die Splitmöglichkeit der Humbucker zunutze und verzichten dabei ganz auf einen zusätzlichen „echten“ Singlecoil. Auch mit einer cleveren Verschaltung zweier Doppelspuler lässt sich eine breite Klangpalette erzielen, was zum Beispiel PRS

auch schon seit über 20 Jahren eindrucksvoll vorführt. Entscheidend für den Anwender, sprich Musiker, ist allerdings, dass sich die ganze Fülle an Sounds in der Praxis auch vernünftig bedienen lässt. Dafür gibt es immer verschiedene technische Möglichkeiten.

Daher sollte man sich Instrumente mit komplexeren Schaltmöglichkeiten im Laden unbedingt erklären lassen und dann ausprobieren, ob man damit auch wirklich klarkommt. Der eine bedient einen sechsstufigen Drehschalter à la PRS problemlos, der andere mag lieber einen Toggleswitch (Dreiwegkippschalter à la Gibson) plus Split-Funktion im Tone-Poti, und der nächste braucht für seine Performance unbedingt einen einfachen Fünfwegschalter. (Wobei diese Dinge nur in der Handhabung für den Musiker „einfach“ sind; unter der Haube geht es da schon ein wenig komplizierter zu.)

Kurzum, die Sound-Auswahl und die Bedienung sollten unbedingt zum gespielten Stil und zur eigenen Spielweise passen. Und das muss man schon selbst herausfinden, indem man eben verschiedene Instrumente und Elektronikbestückungen intensiv antestet.

■ Arne Frank

Checkliste: Auswahlhilfe Gitarren

- Spiele ich eher mit moderater Lautstärke und mit wenig Gain/Übersteuerung und bevorzuge einen warmen, natürlichen und eher luftigen Ton? Dann sind Semiacoustics oder sogar Hollowbody-Modelle für mich genau das Richtige! Vor allem traditioneller Blues, Jazz oder Rockabilly klingen damit schön authentisch.
- Spiele ich lieber laut und/oder mit viel Gain/Übersteuerung und möchte einen aggressiveren, „elektrischen“ Sound mit mehr Sustain? Hier schlägt die Stunde der massiven „Brettgitarre“! Je lauter und verzerrter es werden soll, desto stärker spielt eine Solidbody ihre Trümpfe aus.
- Ist mein Klangideal laut und drahtig, aber eher clean bis crunchy, oder möchte ich einen besonders „effektvollen“ und spacigen Sound? Für Spielarten wie Country, Funk, Pop aber auch traditionelle Surf- und Space-Sounds sind leicht gebaute Instrumente mit geschraubtem Hals und Singlecoil-Tonabnehmern erste Wahl.
- Soll mein Sound betont druckvoll, fett und singend rüberkommen? Dann ist es sinnvoll, sich für einen dicken, eingeleimten Hals, einen massigen Korpus und eine

kraftvolle Humbucker-Bestückung zu entscheiden. Zu schwer sollte die Gitarre aber nicht ausfallen, damit man sie auch längere Zeit schmerzfrei spielen kann.

- Stehe ich auf ultraharte Riffs mit extremer Verzerrung und/oder stimme die Gitarre tiefer als im Standard-Tuning? In diesem Fall ist ein Instrument mit etwas längerer Mensur sinnvoll. Es muss keine Baritongitarre sein, auch die ca. 20 mm längere Fender-Variante ist hier der Gibson-typischen 628-mm-Mensur überlegen und liefert dabei bereits einen präziseren, weniger schwammigen Ton. Und auch die etwas technischere und kühlere Wiedergabe aktiver Pickups hilft hier häufig weiter.
- Spiele ich hauptsächlich im Sitzen oder im Stehen? Extravagante oder zackig geformte Solidbodies sehen zwar auf der Bühne cool aus, lassen sich aber im Sitzen kaum spielen. Das erschwert das Üben beträchtlich – sofern man dabei nicht sowieso permanent vor dem Spiegel post. Große Archtop-Gitarren wiederum machen im Sitzen keine Probleme, können aber je nach Statur und Haltung des Spielers im Stehen ziemlich unbequem werden. Also: unbedingt vorher ausprobieren, ob die Haltung bequem ist!

Carlos Santana bekam seine Traumgitarre gebaut – von keinem Geringeren als Paul Reed Smith

